

## **Meine Qualitätsansprüche in der Kunst**

(Jürgen v.Troschke)

Jeder sollte sich - ganz egal womit er sich befasst - sein Leben lang darum bemühen, immer genauer sagen zu können, was die Kriterien sind, nach denen er die Qualität dessen beurteilt mit dem er sich gerade befaßt. Das ist wahrlich nicht einfach. Zumeist braucht es ein langes Leben, bis man sich in seinen Urteilen einigermaßen sicher sein kann. Grundsätzlich kann man wohl feststellen, dass es relativ leicht ist, Bewertungen abzugeben - die eigentliche Schwierigkeit liegt aber darin, das eigene Urteil zu begründen. Am anspruchsvollsten ist sicherlich die schriftliche Formulierung von Qualitätsbewertungen, die für andere nachvollziehbar und deshalb überzeugend sein können.

Das gilt allgemein.

Etwas Besonderes ist es bei Werken, die mit dem Anspruch verbunden werden, "Kunst" zu sein.

Immer wieder einmal habe ich mich, mein ganzes Leben hindurch, mit Kunst befasst. In jüngeren Jahren vor allem in der Bewunderung von hervorragenden Kunstwerken. Dann in der Benutzung von Werken der Kunst, um für mein eigenes Leben

- zu neuen Einsichten zu kommen,
- Zusammenhänge zu erkennen,
- um Menschen besser zu verstehen oder
- mir Klarheit darüber zu verschaffen, wer ich bin, was ich sein kann oder will.

Lange Zeit habe ich mich mit Kunst nur mehr oder weniger "passiv" auseinander gesetzt.

Qualität bestand für mich, bezogen auf Werke der Kunst, vor allem darin, mich "angesprochen" zu fühlen und etwas - was auch immer - "lernen zu können". Mit zunehmender Erfahrung wuchsen die Ansprüche. Aus Vergleichen ergaben sich Werturteile, bezogen auf "besser" und "schlechter". Dabei waren auch Erwartungen wichtig. Wenn es mir nur um "Unterhaltung" ging, waren die Ansprüche geringer, als wenn ich etwas "mitnehmen" wollte.

Mit den Jahren entwickelten sich Kompetenzen - auch in der Beurteilung der Kunst. Zunehmend wuchs auch die Fähigkeit, Bewertungen begründen zu können.

Dabei lernte ich, wie hilfreich es sein konnte, mich dadurch "festzulegen", dass ich Stellungnahmen schriftlich verfasste. Ich gewöhnte mir an, nach jedem Kunstgenuss, nur für mich selber, eine „Kritik“ zu verfassen - um mir darüber klar zu werden, was ich erlebt hatte und was mir das bedeutete. So etwas ist nicht einfach und erinnert an unangenehme Schulaufsatz-Pflichten. Deshalb war es notwendig, Widerstände zu überwinden. Da ist es hilfreich, regelmäßig eine Art Tagebuch zu führen, in dem man Erlebnisse aufschreibt und seine Gedanken dazu in Worte fasst.

Durch meine Berufstätigkeit ergab sich, dass ich wissenschaftliche Texte zu verfassen hatte, die vorgegebenen Qualitätsstandards genügen mußten, um in renommierten Zeitschriften veröffentlicht zu werden. Herausgeber, Schriftleitungen und Review-Board's prüften die Qualität der zur Publikation eingereichten Beiträge.

Bedingt durch die Themen meiner wissenschaftlichen Arbeiten erhielt ich zunehmend Angebote, meine Überlegungen und Erkenntnisse auch in öffentlichen Medien zu publizieren. Dadurch wurde es notwendig, sich den Erwartungen dieser Zielgruppe anzupassen.

Zufällig eröffnete sich mir die Möglichkeit, regelmäßig Kritiken über Kunst-Ausstellungen zu verfassen. Da ich diesbezüglich nur über begrenzte Kompetenzen verfügte, kam ich auf die Idee, meine Kritiken aus der Perspektive des normalen, kunstinteressierten Ausstellungsbesuchers zu verfassen und vor allem das zu beschreiben, "was ich sehen kann". Das entsprach offenkundig den Erwartungen vieler Leser.

Inzwischen habe ich gelernt, dass ein grundlegendes Kriterium für die Qualität von Kunstwerken darin besteht, den Erwartungen der jeweiligen Adressaten gerecht zu werden. Nur selten sind diese, so wie bei wissenschaftlichen Publikationen schriftlich festgelegt. Zumeist wird "nach Gefühl" entschieden.

In der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Arbeiten mußte ich lernen, Qualitätsunterschiede zu erkennen, zu benennen und Bewertungen nachvollziehbar zu begründen. Die dazu notwendigen Fähigkeiten konnte ich dann zur Beurteilung der Qualität von Studienprogrammen an Hochschulen im In- und Ausland weiter entwickeln.

Nachdem mir Qualitätsvergleiche "in Fleisch und Blut übergegangen" und damit "selbstverständlich" geworden waren, konnte ich mich nur darüber wundern, dass Vergleichbares in der Kunst keinesfalls "normal" ist. Allzuoft, wenn ich die Frage nach der Begründung von Qualitätsansprüchen stelle, mache ich die Erfahrung, auf Unverständnis zu stoßen. Mit Bewertungen ist man "schnell zur Hand" - gefragt nach deren Begründung wird es schwierig. Ein typisches Beispiel sind die "aufgeplusterten" Eröffnungsreden bei Vernissagen, die allzu oft so gut wie keine Bezüge zu den ausgestellten Kunstwerken herstellen, dafür aber die kunstgeschichtlichen Kompetenzen der Redner - mehr oder weniger eloquent - demonstrieren sollen.

Kurzum - mit der Entwicklung der klassischen Moderne sind tradierte Kriterien zur Beurteilung von Qualität zunehmend obsolet geworden. In der Gegenwartskunst zählt inzwischen - wie überall auch - nur noch der Grad der öffentlichen Beachtung (die Popularität in den Medien oder die "Likes" in den sozialen Netzwerken) und, damit zusammenhängend, der Marktwert - gemessen in Geld und Umsatz. Was allgemein "beachtet" und "teuer verkauft" wird, muß wohl "etwas wert" sein.

So reduzieren sich die heutzutage allgemein akzeptierten und ubiquitär geltenden Qualitätsstandards in der Kunst auf "Bekanntheit" und "Geldwert". Das kann aber nur zur Orientierung bei "angesagten" Kunstwerken helfen. Doch nur wenige Werke können diesen Ansprüchen gerecht werden. Für die breite Masse der veröffentlichten Kunst sind diese Kriterien - aus naheliegenden Gründen - nicht hilfreich. Die Mehrzahl der Werke, die als Kunst bezeichnet und angeboten werden, sind unter diesen Qualitätsansprüchen irrelevant.

Inzwischen ist die Zahl der Amateure in der Kunst um ein Vielfaches größer, als die der professionellen Künstler, die mit ihrer Kunst den Lebensunterhalt finanzieren können.

In der Produktion von Kunst bin auch ich Amateur. Ich schreibe nicht nur Kunstkritiken, sondern veröffentliche auf meiner Website Essays über "Gott und die Welt", Gedichte und

Beiträge für die Website und den Almanach des "Bundesverbandes Deutscher Schriftstellerärzte" oder präsentiere meine Fotografien auf Ausstellungen.

Dabei stellen sich Fragen nach den Qualitätsansprüchen, an denen ich mich mit meinen eigenen Arbeiten messen lassen will.

An welchen Standards soll ich mich orientieren? Welchen Kriterien soll und kann ich versuchen, mit meinen eigenen Arbeiten gerecht zu werden? Wann entscheide ich mich, die von mir geschaffenen Werke - wo auch immer - zu veröffentlichen?

Ich will versuchen, diese Fragen für mich, bezogen auf einige der von mir praktizierten Kunstformen zu beantworten.

## **Essays**

Mit dieser Kunstform beziehe ich mich auf Michel de Montaigne (1533-1592), der diese Literaturgattung "erfunden" hat und dessen Essays ich über viele Jahrzehnte hinweg immer wieder gerne gelesen habe. Dabei handelt es sich um kurze Texte, mit denen der Autor sich - auf dem Fundament des von ihm angesammelten Wissens - zu begrenzten Themen oder Fragen seine Gedanken macht, diese in Worte fasst und anderen zum "Weiterdenken" zur Verfügung stellt.

Ich habe mir angewöhnt, zu allem was ich erlebe, derartige Essays zu verfassen - wobei ich gerne meinem Gehirn in der Nacht Zeit lasse, meine Gedanken zu ordnen und in eine mitteilbare Struktur zu bringen.

Anfangs habe ich diese Texte nur für mich geschrieben, um mir über das von mir Erlebte Klarheit zu verschaffen und mir als Lebenserfahrung zu eigen zu machen. Dann bin ich unheilbar krank geworden. Die Versuche, meine Erlebnisse und die dadurch ausgelösten Gefühle durch "Aufschreiben" zu verarbeiten, habe ich einigen wenigen Bezugspersonen per E-Mail geschickt, um sie zu informieren und "teilhaben" zu lassen. Mit der Zeit hatte ich das Gefühl, dass diese Essays auch für andere von Interesse sein könnten. Dann kam mir die Idee, eine Zusammenstellung meiner Krankheitsberichte im Rahmen der Veranstaltungen des Deutschen Tagebucharchivs in Emmendingen, vor- und zur Diskussion zu stellen. Der Reaktion war wohlwollend skeptisch. "Wollen Sie sich das wirklich antun?" fragte mich die Vereinsvorsitzende. Ich wollte - strich einige allzu persönliche Passagen und ergänzte Erlebnisberichte von meinen Reisen. Die Veranstaltung verlief distanziert. Den meisten waren die Krankheitsberichte viel zu persönlich und damit bedrohlich. Dagegen gefiel eine Bildbeschreibung von meiner Reise zur Biennale in Venedig der Vorsitzenden "am besten" - wie sie in der anschließenden Diskussion zu bemerken bemüht war. Auf eine Wiederholung habe ich verzichtet. Dann wollte ich eine Zusammenstellung meiner Krankheitserlebnisse veröffentlichen. Das PDF schickte ich mit der Bitte zur redaktionellen Überarbeitung an meinen Sohn. Dieser antwortete per E-Mail, dass er dieser Bitte leider nicht entsprechen könnte, da es für ihn unerträglich sei, sich mit diesen, ihn deprimierenden, Inhalten in derart geballter Form, auseinander zu setzen. So weit - so gut. "Ich hatte verstanden". In der Folge habe ich mich dann auf Themen fokussiert, die mir in meinem Alltag "über den Weg laufen", um diese vor dem Hintergrund meiner Lebenserfahrungen, im Kontext meiner aktuellen Befindlichkeiten zu kommentieren.

Die diesbezüglichen Rückmeldungen meiner Bezugspersonen waren positiver und motivierten mich zum Weitermachen. Mit der Zeit entwickelte ich dabei so etwas wie

einen persönlichen Stil in der essayistischen Bearbeitung von "Anregungen" aus meinem alltäglichen Leben.

Inzwischen glaube ich, auch meine diesbezüglichen Qualitätskriterien gefunden zu haben.

Zuerst und vor allem muß der Text für den Leser "lesbar" und "nachvollziehbar" sein.

Die Lektüre soll sich lohnen, weil sie nicht nur zum "Weiterdenken" anregt, sondern den Leser auch zum "Schmunzeln" veranlassen kann.

Der Text sollte "stilvoll" formuliert sein - mit der Freude an dem Spiel mit den Worten.

Der Anspruch sollte nicht zu hoch, aber auch nicht zu niedrig sein. Schwerer Verständliches sollte mit Leicht-Lesbarem gewürzt werden.

Ernsthaft sollte es sein, aber doch nicht "bierernst" (aber auch nicht "weinselig"), auf keinen Fall aber "besser-wisserisch" oder gar belehrend.

Zusammenfassend kann ich feststellen, dass ich an mich den Anspruch habe, dass meine Essays leicht lesbar, leicht verständlich, nachvollziehbar, amüsan, anspruchsvoll und doch unterhaltsam, humorvoll, in gutem Stil verfasst, tiefsinnig und anregend verfasst sein sollen.

Aus diesen Kriterien ließe sich eine **Skala zur Beurteilung von Qualität von Essays** und somit auch dieses Textes konstruieren:

leicht lesbar	5-4-3-2-1-0	schwer lesbar
unverständlich	0-1-2-3-4-5	leicht verständlich
nachvollziehbar	5-4-3-2-1-0	nicht nachvollziehbar
bier-ernst	0-1-2-3-4-5	amüsan
anspruchsvoll	5-4-3-2-1-0	anspruchlos
belehrend	0-1-2-3-4-5	unterhaltsam
humorvoll	5-4-3-2-1-0	humorlos
guter Stil	5-4-3-2-1-0	schlechter Stil
oberflächlich	0-1-2-3-4-5	tiefsinnig
anregend	5-4-3-2-1-0	langweilig

Minimum : 0 Punkte

Maximum: 50 Punkte

Versuchen Sie es doch einmal und schicken mir Ihr Ergebnis. Ich würde mich freuen. Vor allem aber bitte ich um die Benennung von Kriterien, die ich vergessen habe.